

Kranz Herwig: Jan von Werth Ein Reiterroman

Alleiniges Vertriebsrecht: Verlagsanstalt Mann, München • Nachdruck verboten

25. Fortsetzung.

Gegen Mitternacht stand Jan vor dem Kurfürsten:
 „Die Schweden ziehn auf Regensburg!“
 Maximilian wurde noch schlaftrunken und seine eisalten Hände verkrampften sich ineinander. „Steh mir bei, allerheiligste Jungfrau! Auf Regensburg! Auf Regensburg! Und Regensburg wird schon jetzt das Feiertagsgewand anlegen, um die Schweden mit Jubel zu empfangen. — Ich dank Euch Werth. Geht. Und beiet für Bayern.“
 Jan stand steif und kalt wie ein Pflast.
 „Beten, kurfürstliche Gnaden, ist nicht mein Metier. Mir ist, als wenn mein Degen in der Scheide bebte. Gebt mir Arbeit.“
 Der Kurfürst wandte sich langsam ab:
 „Ich habe keinen Befehl für Euch.“
 Da vergah Jan den Respekt und trat klirrend zwischen Maximilian und den Beistuhl.
 „Und wollt Regensburg dem Schwed an den Hals werfen, wie ein schlechter Vater sein blühend Kind? Da sei Gott vor!“
 Werth —! Ich bin Euer Kurfürst.“
 Aber Jan brach los.
 „Nacht zwei, drei Regimenter aufstehen, Dragoner-Musketiers dabei, gebt dem Korps einen herzhaften Befehl, als einen Tritt in den Hintern, und in zwei Stunden prallt in Regensburg ein. Aber keines Augenblinks Zögern mehr, Zackerbombenundschuß! Sagt: Werth, reit! los! Mein Gaul steht noch vor meines Kurfürsten Quartier! Und wenn morgen früh nicht ein lauchender Bote vor Euch steht: Werth ist in Regensburg und Regensburg wird gehalten, so will ich von meinen Trostschützen mich an den nächsten Baum aufknuten lassen.“
 Der Kurfürst sah ihn an:
 „Ihr sprecht wie der Pappenheimer.“
 „Pappenheim ist tot, ich bin der Werth.“
 „Aufstehen Werth! Und wenn Ihr Regensburg haltet — ich bin Euer gnädigster Kurfürst.“
 „Pipen und Flöten“, brummte Jan und war unten wie der Blitz. Die gellenden Signale der Trompeten alarmierten seine Regimenter.
 „Aufstehen und Marsch“, und dreitausend Dragoner-Musketiers und Kroaten galoppierten los, am linken Donauufer entlang, in dessen die Schweden am rechten Ufer langsam dahingingen, und parierten erst die Werde vor Regensburgs Toren, in deren geöffneten Schlunden schon die Bürger gepußt und behäbig standen und der Schwedischen warteten.
 Als sie die neuen Gäste erkannten, schrie's durcheinander:
 „Zu den Waffen —! Das Gatter nieder!“
 Aber Jan war schon mitten unter ihnen und nach einer Stunde hockten die entwaffneten Bürger stehend in ihren Kammern und die bayrischen Banner lachten laut im frischen Wind von den Zinnen.
 Regensburg, die starke Festung, das Tor Bayerns, war für das Land gerettet. Der Kurfürst zog ein. Josef Maria rief Jan sich zur Audienz zu melden, aber Jan meinte, er hab es nicht des Danks wegen getan. Da Wallensteins Werbetruppe einhunderttausend Mann in Böhmen au-

sammelführte, wich Gustav Adolf nach Norden. Um seine Nachhut ließ Jan seine Reiter schwärmen. Dann brachte er die auftrichterischen bayrischen Bauern zur Käse, die schon gemeint hatten, mit den Schweden käme die goldene Zeit; und wo er Kunde erhielt, daß die zerstreuten Besatzungen des schwedischen Königs sich nach Nürnberg schickten, um die Position gegen Wallenstein zu halten, setzte Jan in einem frischen Sturm heran, brach nachts in die Quartiere (die Ueberfallenen schliefen gleich weiter — in den Tod hinüber) und war mit den eroberten Säulen und Kanonen davon, ehe die Dämne zum ersten krähten.
 Da begannen die zehenden schwedischen Regimenter eiliger nach Nürnberg zu drängen, wo ihr König den schühenden Mantel offen hielt. Aber zuweilen, wenn sie schon meinten: jetzt müßten sie auf landsmännische Streifkorps stoßen, sprang ihnen der Werth an den Hals und biß sie zu Tod.
 Da geschah es, daß Gustav Adolf jeden Morgen zu fragen lernte:
 „Wo steht der Werth?“
 Und manchmal wurde ihm die Antwort an der Abendtafel, durch einen blutenden und schmutzbedeckten Reiter.
 „Der Werth? Majestät — der Werth war zur Nacht da — oder dort. Ihr sehts an mir.“
 Und auch der Kurfürst Maximilian, der in lächelnder Brut neben seinem Todfeind Wallenstein vor Nürnberg kampierte, fragte jeden Tag:
 „Wo steht der Werth?“
 Aber er fragte es groß und seine Generals grockten im Chorus mit, denn sie hatten es nie erlebt, daß ein Offizier so im Lande herumfuhr. Und als Jan eines Tages vor dem Kurfürsten stand, ein breites, bergwälderhelles Lachen auf dem Gesicht und seine drei Wachtmeister jeder zwei Arme voll feindlicher Standarten klappernd auf den Boden warfen, und als er außerdem noch einen frischen, herben Hauch durchsagter Sommernächte mit hinein brachte, krümmte Maximilian seinen grauen, vom Beien und Fraßen entfrähten Körper noch mehr zusammen und stieg böse heraus:
 „Ihr hattet keine Order.“
 „Jan hielt's für einen Scherz und strich sich nur lachend den Bart.“
 „Hoffe, mein Herr Kurfürst ist es gnädigt auch so zu frieden.“
 „Ihr habt zu gehorchen und nichts zu tun als zu gehorchen!“
 „Wem?“ fragte Jan schnell und sein Schnurrbart begann zu bebem. „Vielleicht allen denen, die dem Tilly den Degen festhielten? Um die gemeinliche Sache stünd's besser, wenn weniger kommandiert als gehandelt würde. Und weniger gezaubert als dreingeritten.“
 „Ist nicht Eure Sach, darüber zu befinden! Redet Euch beim Generalsstimus und nehmt Eure Stellung ein. — Ich mein freilich“, setzte er mit einem Schritt auf sein Gefolge hinzu, „wir könnten allesamt hereinmarschieren. Zur Bataille kommt's doch nicht. Wallenstein hat keine Lust, sich zu rühren.“
 Jan lächelte, denn er hatte die letzten Worte noch gehört. An der Tür wendete er sich um.

„Kurfürstliche Gnaden meinen vielleicht, er könnt' etwas mehr riskieren? Ist auch meine Meinung, aber ich lag sie nicht. Kurfürstliche Gnaden sind mir übers — salva vonia — Maul gefahren.“
 „General Albringhen ist auch hier. Ihr seid Kameraden von — Mantua her. Sagt dem, was Ihr auf dem Herzen habt. Und seid bedankt, Werth — für dies hier.“
 Und er stieg mit dem Fuß an die beschmühten, zerfetzten, versengten Fahnen.
 Hunger und Seuche zwangen Gustav Adolf zum Abzug. Die protestantischen Reichsfürsten, die sich mit ihrer Begeisterung für ihn heiser geschrien hatten, brachten keinen Laut mehr aus der Kehle. Der sächsische Kurfürst verhandelte offen mit dem Friedländer, Gustav Adolf zog nach Norden. Und als der Kurfürst Maximilian von Bayern mit Albringhen und Jan wieder an die Donau kam und aus Herzensgrund sagte: „Gott Dank, daß ich wieder bayrische Erde trete; der Friedländer hat mich nicht wenig mortifiziert“, wurde in dem Novembernebel da oben auf der Lühener Heide der Friedländer geschlagen, aber auf der Wallstatt lag der, welcher die Hoffnung und der Stern der Protestanten gewesen war: Gustav Adolf, blutig, Halsnackt, tot.
 In das erschütterte Schweigen, das Freund und Feind geschämt hielt, löste sich erst allmählich der Klang der Pfeifen und großen Trommeln, mit dem die Schweden entschlossen und listig, von Horn und Bernhard von Weimar geführt, wieder durch Franken auf Bayern marschierten.
 Jan sah bei der ersten Nachricht im Sattel.
 „Der Karrentag ist angebrochen“, lachte er.
 „Weshalb?“ fragte Josef Maria, der neben ihm ritt.
 „Die Schweden, Junge, haben aus unserem Jammer nichts gelernt. Sie haben sich schleunigst zwei Oberbefehlshaber zugelegt, und ihr Kanzler Ohlenstern hält sie aus der Ferne am Draht. Glück zu!“
 Er stieg drein, wo ein schwedischer Hausen sich zeigte. War kein Quartier sicher vor ihm, er schlug's auf. Selbst in des Herzogs Bernhard Leibregiment sprang er und würgte die blonden Enakshöne.
 „Grad auf den Weimarer hab ich's abgesehen“, jagte er, „den waderen Deutschen, der den Reichsfeind ins Land führt!“
 Zuweilen glaubte ihn Bernhard zwischen den eisernen Zangen seiner Armaden zu haben. Er kniff Jan wohl einmal blutig, aber in der nächsten Nacht, wenn er meinte ihn geschreckt zu haben, so zwischen zwei, drei Uhr, schrie's: Jesus Ferdinandus! Und Brände flogen und Schüsse knatterten und der Werth'sche Schrecken stürzte über die Erwachenden.
 Da hallte Bernhard seine Truppen zusammen und drängte so schnell es ging nach Nördlingen, das die Kaiserlichen belagerten und dem er bei seinem fürstlichen Eide Hilfe zugesagt hatte. Drängte unaufhörlich und schleppte auch den zaudernden Horn mit sich.
 „Vorant! Vorant! Herr Kamerad! Ehe Werth zu ihnen stößt, müssen wir an sie sein.“
 Pipen und Flöten, Jan war früher aufgestanden. Und als der Herzog Bernhard mit der Vorhut bei Nördlingen anlangte und aus dem Goldbachwalde hinter Eberheim und Hirnheim herausbesilte, zogen die viertausend Mann Jans am Fuß des Tannenberges dahin, auf die kaiserliche Stellung zu und sangen aus vollem Halle:
 Dragoner und Kroaten,
 Dazu die Musketier,
 Seyn allsamt gut geraten,
 Und auch die Kürassier.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Schildbürger-Städte / Von Hermann Ulbrich-Hannibal

Manche deutsche Stadt erhielt in früheren Zeiten durch die Einfall, durch die Schmelerei oder durch die Narretei ihrer Bewohner einen eigenartigen Ruf, der im Laufe der Jahrhunderte nicht nur durch die bösen Jungen der lieben Nachbarn, sondern vielmehr durch die Selbstgefälligkeit der „Schildbürger“ selber in eine volkwühligke Berühmtheit überging. Deshalb sind auch die Streiche und Schmelereien der Einwohner dieser Städte nicht in Vergessenheit geraten, sondern sind als lustige Begebenheiten in das Reich der Geschichte eingegangen. Dort erfreuen sie sich vollkommener Unsterblichkeit, obwohl man manchmal nicht weiß, ob sie großer Dummheit oder großer Schlaueit ihren Ruhm verdanken. Und deshalb sind auch diese Städte bekannter, als es ihr geschichtlicher und geographischer Charakter rechtfertigt, obwohl in ihren stillen, heiligen Gassen das Schellengeläute der Karrentappen schon seit langem verstummt ist.
 Die eigentliche Heimat der Schildbürger ist das alte sächsische Städtchen Schilda, das sich heute Schildau nennt. Was hat uns der Hauptmann Friedrich von Schönberg, der im 16. Jahrhundert im Nachbarort Sienroda geboren wurde, alles von den Einwohnern dieser Stadt verraten! Es ist weit bekannt, daß die Schildbürger bei dem Bau ihres Rathauses vergessen hatten, Fenster einzubauen, und daß sie dann das Tageslicht in Pfählen und Körben einbringen, um das dunkle Rathaus damit zu erhellen. Leider brannte das Rathaus im 18. Jahrhundert ab, so daß wir es heute nicht mehr in Augenschein nehmen können. Aber das neue Rathaus, das die Schildauer sich dann erbauten, erinnert noch an das alte fensterlose Gebäude, denn es hat zum Ausgleich außergewöhnlich große Fenster erhalten.
 Es gibt sehr viel zu beschreiben, was an die große Zeit Schildas erinnert. Wir können zum Beispiel die Grabstätte suchen, wo der Maulwurf lebendig begraben wurde, den die Schildbürger einmal gefangen hatte und dem sie die Ehre des Verbrennens nicht gönnten. Und wenn wir von der Stadtmauer nicht mehr einen Stein auf dem andern sehen, dann wissen wir, daß die Kuh, die das Gras auf der Stadtmauer fressen sollte, sicher auch alle Steine mitgefressen hat.
 In dieser Stadt wurde, wie ein Denkmal auf dem Marktplatz verrät, Guesenau geboren, als seine Mutter ihrem Manne, einem sächsischen Artilleriehauptmann, hierher vor den Truppen Friedrichs des Großen gefolgt war. Und beinahe wäre auch er ein Schildbürger geworden, wenn nicht die Leute den vom Wagen auf die Landstraße gefallenen Säugling seiner Mutter nachgetragen hätten.
 Die nächstbekannteste deutsche Schildbürgerstadt ist das mecklenburgische Städtchen Teterow. Wer hierher kommt, kann in den Schaufenstern lange Reihen von Anstaltsarten sehen, die in poetischen Versen die Schildbürgerstreiche der Teterower verherrlichen und sogar vor der Selbstverpötlung nicht halt machen. Hier vernimmt man von biederen Bürgern

in Reiterstich Mund'et so manchen schalkhaften Streich, so manchen Schind aus Ururältern, der so getreu berichtet wird, als hätte der Erzähler ihn selbst miterlebt.
 Ihren größten Schildbürgerstreich haben die Teterower in ihrem Sechsbunden auf dem Marktplatz verübt. Sie singen im 14. Jahrhundert in ihrem See einen außergewöhnlich großen Hecht. Es war ihnen jedoch zu schade, diesen ledernen großen Fisch ohne jegliche besondere Gelegenheit zu essen, und da sie in Kürze ein großes Fest vorhaben, beschloßen sie, den Hecht erst auf diesem Fest zu verzehren und ihn bis dahin wieder in das Wasser zu setzen. Um ihn aber wiederzuerkennen, banden sie ihm mit einem roten Halsband eine Glocke um, aber obwohl nun der Hecht glöckelnd durch den Teterower See schwamm, konnten ihn die Fischer nicht zum Teterower Fest auffinden. Wenn er nicht gestorben wäre — so würde es in einem Märchen weitergehen —, würde er noch heute leben. Aber die Geschichte von dem Hecht ist kein Märchen, und die Teterower wissen von ihm zu berichten, daß er in mondshellen Nächten den See verließ, auf der Landstraße nach Teterow entlang pilgerte und dabei alle möglichen Streiche vollbrachte.
 Aus der Teterower Schildbürgergeschichte ist noch eine andere Begebenheit bekannt. Als einmal der Teterower Galgen vor Worschtzeit umgedreht war und man deshalb einen Verdächtigen nicht hinrichten konnte, hatte der weiße Rat dem Brecher zwölf Taler gegeben, damit er nach Güstrow gehen sollte, um am dortigen Galgen sein Leben zu lassen. Da der Verdächtige sich aber unterwegs eines Besseren besonnen hatte, sah sich der Magistrat veranlaßt, wieder einen Galgen zu errichten, und gab ihm die Inschrift:
 „Dieser Galgen wird nicht ausgelassen,
 Auch nicht an Güstrow und Ralschin,
 Er ist für keine andern Sünden
 Als nur für uns und unsre Kinder.“
 Der Weiz der Einwohner M ä n n e r e s t a d t s hat auch dieses mittelalterliche Städtchen in Franken in die Reihe der Schildbürgerstädte treten lassen. Die Männerstädter waren nämlich einmal so einfallsreich, alte trumme Nägel, die sie nicht gerade klopfen konnten und aus Sparparkeitsgründen wieder gebrauchen wollten, weich zu machen. Sie sind deshalb allgemein als die „Nägelfeder“ bekannt. Aber ihr Weiz ist ihnen nicht zum Schaden gewesen, denn in einem alten Volksreim heißt es, daß Männerstadt von den sieben Rühnstädten das Geld hat.
 Außerdem gibt es noch verschiedene deutsche Städte, deren Einwohner im Schildbürgerreue stehen. Zu ihnen gehört vor allen Dingen das hinterpommersche Städtchen Janow, das wegen seiner Streichholzfabrikation bekannt ist. Von den Janowern sind wohl ebenso viele Schildbürgergeschichten wie von den Schildauern im Umlauf. Hier mag die Erwähnung des Janower Grenzreiters genügen. Die Janower hatten einmal mit den Röllnern einen Grenzreit und einigten sich mit ihnen, daß er auf gutem Wege durch einen Ritt der beiden

Bürgermeister ausgetragen werden sollte. Die beiden Stadtoberhäupter sollten zu bestimmter Zeit von dem Marktplatz ihrer Stadt zu einem Ritt antreten. Wo sie sich dann auf halbem Wege trafen, sollte die Grenze verlaufen. Um den Röllner Bürgermeister zu schlagen, kamen die Janower auf den Einfall, ihr Stadtoberhaupt auf dem kräftigsten Stier zum Grenztrenn antreten zu lassen. Sie versuchten aber noch den störrischen Stier mit ihrem Bürgermeister vom Fleck zu bringen, als der Röllner Bürgermeister bereits seinen Einzug in Janow hielt, weshalb die Röllner Gemerkung heute bis dicht an den Stadtbereich Janows heranreicht.
 Einen ebenso schlauen Bürgermeister wie Janow hat einmal die Stadt Beda in Westfalen gehabt, die heute deswegen Ruhm als Schildbürgerstadt genießt. Als nämlich der Stadtrat auf dem Marktplatz eine Sonnenuhr hatte anbringen lassen, kam der Bürgermeister auf die Idee — man nennt auch noch seinen Namen: Runtz —, die Sonnenuhr durch ein Dach zu schützen, damit die Sonnenstrahlen nicht die Uhr zerstören sollten. Recht zahlreich sind ferner die Schildbürgergeschichten, die man sich von den Einwohnern des Städtchens W a l u n g e n an der Werra erzählt, und die als die „Walunger Streiche“ Berühmtheit erlangt haben. Einmal kamen die Walunger auf den Gedanken, ihren Hühnern und Gänzen Konturrenz zu machen und selber Eier auszubrüten. Da ihnen die gewöhnlichen Geflügelställe aber zu klein waren, versuchten sie es mit „Eisestern“.
 Zum Schluß kann in der Reihe der schalkhaften deutschen Städte nicht die kleine ehemalige Hanfsaßadt ungenannt bleiben, deren Namen allein im Volksmund zu Väterlichkeiten reizt, nämlich B u z t e h u b e im Alten Land am linken Ufer der Elbe. Denn in diesem Städtchen besitzen bekanntlich sechs Hunde mit dem Schwanz. Wer in Buztehube selber keine Gelegenheit haben sollte, sich davon zu überzeugen, kann einige Anstaltsarten erhalten, die ihm diesen Ruhm Buztehubes in Wort und Bild vor Augen führen.
 Peter betet jeden Abend vor dem Schlafengehen für alle Familienmitglieder. Neulich aber überflug er dabei seine große Schwester Ellen.
 „Warum betest du denn nicht für Ellen?“ fragte seine Mutter.
 „Nö“, meinte Peter, „das ist ja nicht mehr nötig, sie ist ja nun verlobt...“

Jeder werbe einen neuen Leser!

GRABMALKUNST
 KARL MALECKI
 STEINMETZMEISTER
 Leipzig S3, Meusdorfer Str. 79, Tel. 38644
 Werkstatt für Steinmetz-, Bildhauer- und Grabmalarbeiten